



PETER GUT

ZUSCHRIFTEN VON LESERINNEN UND LESERN

Roger Köppels Wissenslücken

Es ist Roger Köppel nicht zu verdenken, dass er sich als Chefredaktor und Verleger der «Weltwoche» Gedanken zur Zukunft der NZZ macht. Köppel schreibt: «Was würde passieren, wenn ein neuer Chefredaktor einen Freisinn eher blocherscher Prägung predigte – damit übrigens auf einem Kurs wie die NZZ-Legende Willy Bretscher?» Blocher auf dem gleichen Kurs wie Bretscher? Diesen Gedanken darf man nicht im Raum stehen lassen.

Erstens berühren sich die beiden äusseren Biografien überhaupt nicht. Willy Bretscher ist Ende 1967 im Alter von 70 Jahren als NZZ-Chefredaktor und als FDP-Nationalrat zurückgetreten. Kurz danach begannen die «68er» überraschend auch in der Schweiz, Politik und Gesellschaft herauszufordern. Für Willy Bretscher war es bald klar, dass sich sein Nachfolger mit dieser Herausforderung auseinandersetzen müsse, auch wenn man in ihr – mutatis mutandis – zunächst auch Elemente der Herausforderung von 1933 vermuten konnte. Die frei gewordenen Kapazitäten, seine Erfahrungen und sein Wissen stellte er als über 70-Jähriger auch deshalb gerne jüngeren Historikern für die Beantwortung von deren Fragen nach der Zeit von 1933 bis 1945 zur Verfügung.

Nur ein einziges politisches Anliegen verfolgte er nach seinem Rücktritt weiter: den Beitritt der Schweiz zur Uno. Willy Bretscher war in seiner Nationalratszeit einer der wenigen bürgerlichen Aussenpolitiker. Einer seiner aussenpolitischen Erfolge war der Beitritt der Schweiz zum Europarat. Ganz zu Ende seiner Zeit als Parlamentarier hat er noch die Uno-Beitritts-Frage angestossen. Noch vor seinem Rücktritt als NZZ-Chefredaktor hat er – zusammen mit Traugott Wahlen (BGB) – die Schweizerische Gesellschaft für Aussenpolitik gegründet, die sich neben anderen Themen

auch dieser Frage widmen sollte. Schon 1970 gab er deren Präsidium an den eben als Bundesrat zurückgetretenen Willy Spühler (SP) weiter.

Willy Bretscher verstand sich mit zunehmendem Alter als Dritter im Bunde mit seinen beiden unmittelbaren Vorgängern Walter Bissegger (NZZ-Chefredaktor von 1885 bis 1915; Nationalrat von 1905 bis 1915) und Albert Meyer (von 1915 bis 1929 NZZ-Chefredaktor und Nationalrat; von 1929 bis 1938 Bundesrat). Sie bildeten für ihn ein Trio, das journalistisch und politisch zu einer ethisch-liberalen (nicht nur wirtschaftsliberalen) Orientierung der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert massgeblich beigetragen konnte.

Katharina Bretscher-Spindler, Zürich

Schweizer Vorbild für den «Soli»

Wie in Deutschland wird auch bei uns in der Schweiz der «Soli» erhoben (NZZ 10. 12. 14), nämlich die Wehrsteuer, welche im Laufe des Zweiten Weltkrieges eingeführt wurde. Nur der Name wurde in der Zwischenzeit in Eidgenössische Bundessteuer geändert, die Steuer beibehalten. Fazit: Eine einmal eingeführte Steuer, gleich welcher Art, wird nicht abgeschafft. Der Staat hat sich so sehr an die Einnahmen gewöhnt. Mit dem «Soli» für die IV wird es genau gleich gehen.

Günther Trebbe, Zürich

Firmen verantwortlich für globale Zukunft?

Die Stakeholder-Welt («Wachstum braucht Vertrauen», NZZ 4. 12. 14) nach Klaus Schwab ist eine Illusion. Man wird an den «neuen Menschen» der Sozialisten erinnert. Das wirtschaftliche Geschehen wird indes von heutigen Menschen geprägt. Diese würden den «Erwartungen aller Anspruchsgruppen» nur schon deshalb nicht gerecht werden können, weil viele dieser Erwartungen sich widersprechen. Es ist absurd, einem Unternehmen Verantwortung für die globale Zukunft zuzuordnen. Weder im aktiven noch im passiven Sinn ist ein Unternehmen global verpflichtet. Zu-

dem: Wo unter frei Geborenen (das sind wir alle) Vertragsfreiheit herrscht, gibt es keine Stakeholder. Denn alle sind frei, Verträge untereinander einzugehen oder eben nicht einzugehen. Nur freiwillig eingegangene Verträge sind bindend. Staat oder Mehrheit haben in diesem Aktionsfeld nichts zu suchen.

Henk Hübscher, Küttigen

Brunetti-Bericht ruft zum Handeln auf

Die Warnungen der vom Bundesrat eingesetzten Expertengruppe Brunetti (NZZ 6. 12. 14) sind unzweideutig: «Too big to fail» ist ungelöst, die Eigenmittelpolster der systemrelevanten Banken sowie die Höhe des Einlageversicherungsdepots sind ungenügend, die Notfallpläne noch nicht operativ, und die faktische Staatsgarantie besteht unverändert. Ein Kollaps der in Relation zum BIP viel zu grossen Bankriesen wäre jedoch für die schweizerische Volkswirtschaft nicht verkraftbar. Die Politik kann sich deshalb nicht mehr länger aus der Verantwortung stehlen und muss endlich nachbessern (Erhöhung Eigenkapitalquote, Einführung Trennbankensystem, Beschränkung Eigenhandel und Interbankgeschäfte usw.). Besorgt zeigen sich die Experten aber auch über die weltweit höchste Verschuldungsquote unseres Privatsektors. Sie empfehlen deshalb zum Schutz der Systemstabilität eine Beseitigung der steuerlichen Fehlanreize, welche Schuldner begünstigen und Sparer bestrafen. Auch hier drängt sich rasches Handeln auf (Aufhebung der Abzugsfähigkeit privater Schuldzinsen, Abschaffung des Eigenmietwertes usw.).

Willy Gerber, Balgach

«Energiewende» nach deutscher Art

Ich habe den Artikel über ein Stück heiler Welt in Deutschland gelesen («Entspannung im Land der tausend Wasser», NZZ 28. 11. 14), aber kein Wort über den letzthin gemeldeten Sedimenteintrag im Spreewald aufgrund des extensiven Braunkohleabbaus nördlich von Berlin zum Betrieb der vielen Kohle-

O du schöne neue Einkaufswelt!

Die Shoppingcenter boomen, aber auch Alternativen sind im Trend. Von Dorothee Vögeli

Verändert haben sich Design und Farbgebung der ersten Generation von Shoppingcentern in der Schweiz: Statt Rot und Orange dominiert nun Weiss, die Kundschaft fährt nicht mehr wie vor vierzig Jahren im knalligen Opel Kadett, sondern eher im silbergrauen Audi vor. Konstant geblieben ist jedoch die Lust am kollektiven Einkaufsvergnügen, das Ritual in der vollklimatisierten Ladenpassage scheint tief in der Bevölkerung verankert zu sein: 17 Prozent des gesamten Detailhandelsumsatzes in der Schweiz werden heute in Shoppingcentern erwirtschaftet. Im Jahr 2000 gab es 110 solcher Anlagen mit mindestens 5000 Quadratmetern, letztes Jahr waren es schon 169. Im gleichen Zeitraum stiegen die Verkaufsflächen um sagenhafte 88 Prozent, eine Marktsättigung ist nicht absehbar, wie im Buch «Zwischen Konsumtempel und Dorfplatz» nachzulesen ist (NZZ 11. 12. 14).

Ob die Architekten der Gründergeneration, die das Konzept des Shoppingcenters von Amerika in die Schweiz brachten, über diese kommerzielle Erfolgsgeschichte nur erfreut sind, steht auf einem anderen Blatt. Denn sie verstanden das moderne Einkaufszentrum nicht als blosse Ansammlung von Verkaufsgeschäften, sondern als eine Kombination von sozialem und kommerziellem Raum. Zur Belebung der langweiligen amerikanischen Vorstädte schwebten dem Pionier Victor Gruen Anfang der 1950er Jahre Inseln von Begegnungszentren mit Läden, Kultur- und Bildungsstätten vor. Etwas später erreichte die Vision die Schweiz, und zwar in einer Zeit, als die Demografen angesichts der rasanten baulichen Entwicklung 10 Millionen Einwohner bis zur Jahrtausendwende prognostizierten und die Zahl der Automobile dank dem steigenden Wohlstand rasant stieg.

Eine Antwort auf die sich stellenden raumplanerischen Herausforderungen waren kühne Zentrumsprojekte wie in Wettingen oder Regensdorf. Auf dem Reissbrett wurden Hochhäuser, weite Plätze für Fussgänger, Markthallen, Schulhäuser, Gemeindegärten und Kirchen entworfen – das Shoppingcenter war nur ein Element dieser mutigen städtebaulichen Konzepte. In der ursprünglichen Form wurden sie allerdings nirgends realisiert. Die öffentlichen Projekte blieben auf der Strecke, die Vision der neuen pulsierenden Mitte zerschlug sich. Um die Neuzuzüger zu versorgen, etablierte sich in den siebziger Jahren die Zentrumsüberbauung mit Supermarkt, Post- und Bankfiliale, Coiffeur, Restaurant, Kegelbahn und Arztpraxis. Anfangs avancierte sie zum sozialen Treffpunkt der Agglomerationsgemeinden, geriet aber mit der zunehmenden Mobilität der Bevölkerung unter Druck.

Allen Stürmen, auch der Ölkrise, hat hingegen das Shoppingcenter getrotzt. Viele damalige Jugendliche, die in den Blöcken der Vorstädte gross geworden sind, haben den aufs Auto ausgerichteten Lebensstil ihrer Eltern übernommen. Dazu gehört der wöchentliche Grosseinkauf im Shoppi. Manche haben jedoch ein Einkaufsverhalten entwickelt, das an die ursprünglichen dörflichen Strukturen mit Läden in Gehdistanz anknüpft. Solche bieten ihnen Kernstädte wie Zürich, in die sie zum Teil gezogen sind. Denn nach jahrzehntelanger Stadtfucht wird hier nicht nur intensiv verdichtet, sondern es etablieren sich auch Alternativen zum Einkaufszentrum. Neben den Grossverteilern auferstehen in den aufstrebenden Quartieren Bäckereien, es gibt Bioläden und Delikatessengeschäfte. Eine gedeckte Markthalle am Rande einer Grünanlage mit Spielplätzen und Restaurants ist zum Treffpunkt geworden. Und weil der Städter zwei- bis dreimal pro Woche seine Einkäufe zu Fuss oder mit dem Velo tätigt, ist die Nahrungsbeschaffung auch ein kommunikativer Akt.

An einen auf Kleinräumigkeit ausgerichteten Lebensstil knüpfen mittlerweile Neubauprojekte in der Agglomeration an. Beim Bahnhof Wallisellen zum Beispiel ist ein urbanes Quartier mit Laubengängen entstanden. Von den Flaniermeilen der historischen Zentren waren auch die Visionäre der Nachkriegszeit inspiriert. Nun taucht ihr Kernanliegen wieder auf – und bereitet den Boden für gute Lösungen in stürmischen Wachstumszeiten.

kraftwerke, unter welchem dieses Naturparadies bereits massiv leidet. Es ist wie bei uns in der Schweiz: Man redet von der hehren Energiewende, meint aber das weniger dankbare Thema Atomausstieg. Eine Abwägung der Umweltschäden aus dem Betrieb der Kernkraftwerke in Form eines räumlich begrenzten Tiefenlagers gegen die galoppierenden Umweltschäden in Osteuropa infolge der Luft- und Gewässerbelastung durch die Kohleverbrennung spricht eigentlich einen Klartext, welcher aus politischen Gründen nicht sein darf. Infolge der schwankenden Sonneneinstrahlung und auch des Windaufkommens wird Kohlestrom noch lange zur Bandenergieerzeugung nötig sein. Auch hier wird dann das vielzitierte Erbe für die kommenden Generationen fatal sein.

Kurt Krucker, Seon

Triumvirat mit Frau?

Im Titel des Artikels «Sommaruga macht das SP-Trio perfekt» (NZZ 4. 12. 14) ist korrekterweise von einem SP-Trio die Rede. Weiter unten spricht die NZZ aber dann von einem sozialdemokratischen «Triumvirat». Das Wort ist abgeleitet von den lateinischen Wörtern «tres» und «viri». «Tres viri» bedeutet «drei Männer». Ein Triumvirat ist ein Dreimännerbündnis. In Bezug auf den Nationalratspräsidenten Stéphane Rossini und den Ständeratspräsidenten Claude Héche dürfte damit das Geschlecht korrekt bezeichnet sein, in Bezug auf die Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga wohl nicht.

Peter Flury-Kleubler, St. Gallen

KORRIGENDUM

Im Artikel «Ständerat für Härtefallklausel bei Ausschaffungen» (NZZ 11. 12. 14) stand irrtümlicherweise, die Ausschaffungsinitiative sei vom Volk abgelehnt worden. Korrekt ist natürlich, dass sie angenommen wurde. Lediglich der Gegenvorschlag wurde abgelehnt.